Deutscher
Jugendkalender
1855

Z
1534

Nicht ausleihbar

Deutscher

Jugend-Kalender.

Neue Folge zweiter Jahrgang.

72/5643

1855

Deutscher

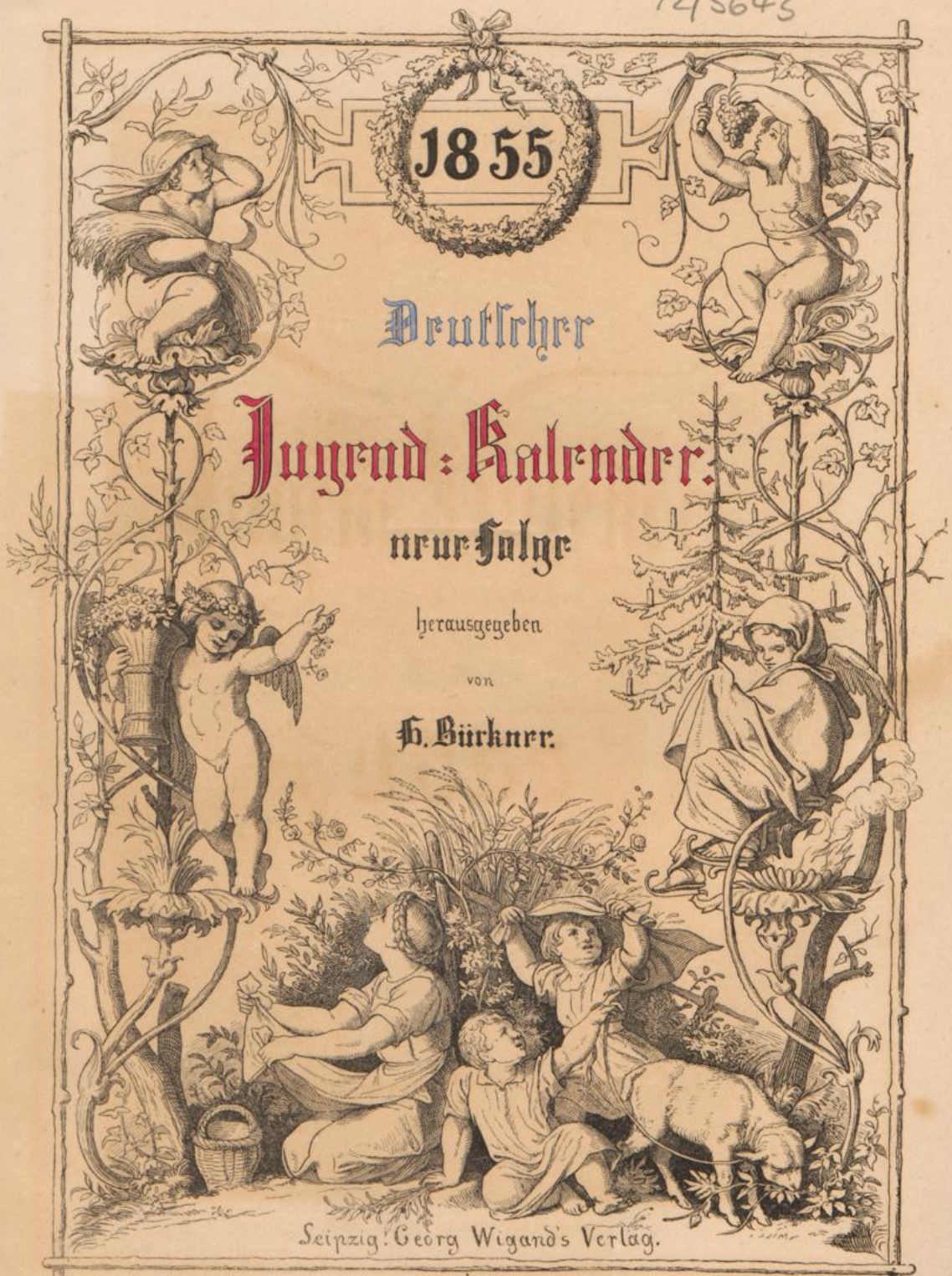
Jugend-Kalender.

neue Folge

herausgegeben

von

H. Bürkner.



Leipzig: Georg Wigand's Verlag.

Z 1534
4°
LANDES- UND STADT-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF
68.3019

Bilder aus dem Ritterleben.

Nach Zeichnungen

von

E. Sachse.

1.

Im Zimmer des Knappen geht's lustig her,
Wer doch auch ein Knapp' oder Ritter wär'!
Der Knappe sitzt auf der Schemmelbank
Und putzet die staubige Rüstung blank.
Die sauere Arbeit versüßt ihm der Wein,
Es mag wohl das dritte Kännchen schon sein.
Und um ihn treiben die Junker ihr Spiel,
Bald Ritter zu werden, das ist ihr Ziel.
Der Aelteste reitet den Stuhl ruck, ruck,
Und sticht nach dem Handschuh, der sagt keinen Muck;
Und die kleinen Buben am Boden da
Jubiliren laut mit Victoria.
Da tritt auch der Ritter, der Vater, ein
Und prüft seiner Rüstung spiegelnden Schein!

2.

Vom Bergschloß hernieder der Junkherr stieg
Mit dem Falken: „O flieg mein Falke, flieg!"
Der Vogel entfaltet den Flügelschlag,
Die Seele des Jünglings flieget ihm nach.
Ihm geht keine Lust über Falknerei,
Drum ist er so früh schon am Morgen dabei.
Wohl schauen die Rehe von ferne ihm zu,
Er schauet zur Höhe und läßt sie in Ruh.
Wohl knurret der Hund nach dem Wild in dem Wald,
Er murmelt nur leise: „Mein Falk, komme bald!"
Da stürzt hoch oben vom Wolkensaal
Der Falk herab wie ein Wetterstrahl,
Erfaßt den fliehenden Reiher schnell
Und bringt ihn dem harrenden Junkherr zur Stell!

3.

Auf dem Altan im goldenen Abendschein
Steht der Graf mit Gattin und Töchterlein.
Des Grafen Hand zeigt tief unten im Thal
Ein halb schon verwittertes Heldenmal:
„Der Held, dem es galt, fiel dort in der Schlacht
Mit den Hunnen, die er zum Fliehen gebracht;
Zur Seit' ihm kämpfte tapfer der Sohn,
Dem gab der Kaiser die Grafschaft zum Lohn.
Den Vätern waren die Söhne gleich,
Es blühte der Stamm an Helden reich."
So erzählet der Graf und sein Auge flammt,
Daß er so edlem Blut entstammt,
Und daß ihn umblühet der Kinder Kranz,
Der fernhin sichert des Stammes Glanz.

4.

Das ist ein Fürst, diese edle Gestalt,
Das ist eine Fürstin, die neben ihm wallt.
Zur Tafel, bereitet im Rittersaal,
Begibt sich der Fürst und sein Ehgemahl.
Die Schleppsäume des Paares tragen mit Lust
Zwei Pagen, sie sind sich der Ehre bewußt.
Der Zug geht vorbei wo die Jugend sich übt
Im Waffenspiel, wie es der Rittersinn liebt.
Sie schießen den Pfeil, sie stechen den Ring
Und achten den Schweiß und die Mühe gering.
Da grüßet der Fürst in den Spielplatz hinein:
„So recht, edle Jünglinge, übet euch fein!
Wer jung schon in Arbeit die Kraft sich stählt,
Hat den Weg zur Freiheit und Ehre erwählt!“

5.

Im Burghofe tönet der Harfe Klang,
Ein wandernder Pilger erschien zum Gesang.
Rings um ihn voll Andacht geschaaret sind
Die Knechte, die Knappen mit Weib und Kind
Die Burgköter selber hören mit Ruh,
Als ob sie's verständen, dem Sänger zu.
Er singt zuvörderst zu Gottes Preis,
Und Christo zu Ehren gleicherweis.
Dann rühmt er das deutsche Vaterland
Und den frommen deutschen Ritterstand.
Er schildert der Christen Schmach und Noth
Am Grab des Erlösers, vom Türken bedroht;
Und mächtig weckt in den Herzen den Drang
Zum heiligen Grab sein begeisterter Sang!

6.

Was blasen die Trompeten so ernst und feierlich?
Der hohe Markgraf schicket zum Ritterschlage sich.
Im hohen Ahnensaale, zum Fest reich ausgeschmückt,
Versammelt sich die Menge, die nach dem Schauspiel blickt.
Ein Jüngling edlen Stammes und tapfer wie ein Leu,
Nach Aller Urtheil würdig, daß er ein Ritter sei,
Kniet vor dem Grafen nieder und auch der Ritter zwei,
Die Händ auf's Schwert gefaltet, zur Zeugenschaft dabei.
Und um den Markgraf stehen noch edle Ritter viel,
Erprobt im Streit und Kampfe, ergraut im Waffenspiel.
Der Graf spricht: „Deine Schulter berühr ich mit dem Schwert,
Daß dich von nun an Jeder als einen Ritter ehrt.
Für Recht und Wahrheit streite, die Lüge mach' zum Spott,
Die Frauenunschuld schütze, und dazu helf' dir Gott!"

7.

„Lebt wohl, liebste Aeltern, Gott sei mit Euch,
Bald kehr ich schon wieder, an Ehren reich!"
So zieht aus der Burg seiner Väter hinaus
Der junge Ritter zum Kampf und Strauß.
Der Knappe schreitet ihm rüstig voran
Und zeigt zum fernen Lande die Bahn.
Des Vaters Hand segnend wohl nach ihm winkt,
Der Mutter Herz blutet, ins Knie sie sinkt,
Aus tiefster Seel' ein Gebet ihr quillt
Das mit Hoffnung ihr bangendes Herz erfüllt.
O Aeltern, wer liebet wie ihr so sehr!
Eure Liebe ist tief, wie das tiefste Meer.
Sie ist wie der Himmel so hoch und weit,
Sie altert und wankt nicht in Ewigkeit!

8.

Ein Räuber hat die Prinzessin entführt,
O Frevel, dem der Tod gebührt!
Da seht sie gebunden am Eichenstamm,
Die Holde, des Unholdes Opferlamm.
Er haßt ihren Vater; des Hasses Gluth
Will kühlen er jetzt in der Tochter Blut.
Sie weint, — er flucht, — sie flehet, — er lacht —
Doch siehe, der Engel der Unschuld wacht.
Von fern hört der Ritter das Angstgeschrei,
Er sprengt als Rächer und Ritter herbei,
Durchbohrt den Räuber mit kräftigem Stoß.
Befreit die Arme und hebt sie auf's Roß,
Und führt sie den trauernden Aeltern zurück.
So erntet er Ruhm, so schaffet er Glück.

9.

„Ach, hilf uns, o Herr! ein grimmiger Bär
Bedrohet die Gegenden rings umher!"
So klagen die Bauern dem Rittersmann,
Und er schickt willig zum Helfer sich an.
Er spürt mit den Hunden durch's Waldgebiet,
Wohin sich die Fährte des Bären zieht,
Bis endlich in einsamer Felsenschlucht
Den Feind er findet, den er gesucht.
Er hetzet die Hunde, da stellt sich der Bär
Mit scharfen Tatzen zur Gegenwehr;
Die Hunde stürzen; der Rittersmann
Setzt furchtlos kämpfend sein Leben dran;
Und ob ihm auch der Speer zerbrach,
Der grimme Feind ihm doch erlag.

10.

Im Festturnier kämpfen der Ritter zwei,
Schon längst brachen Beider Lanzen entzwei,
Schon stürzten die Rosse zu Boden hin,
Sie kämpfen zu Fuß noch mit tapfern Sinn:
Die Waffen blitzen — ohne Zahl
Erklingt der Schläge heller Schall
Sie drängen einander Mann gegen Mann
Daß Blut mit Schweiß schon zur Erde rann,
Bis endlich der Kraftmuth des Einen siegt
Und sein Gegner entwaffnet am Boden liegt.
Da wird dem Tapferen auf Königs Geheiß
Die goldene Kette zum Siegerpreis.
Die Königin selber legt sie ihm um,
Und er küßt die Hand ihr freudestumm.

11.

Ums Grab des Herrn im heiligen Land
Ist Kampf zwischen Türken und Christen entbrannt:
„Gott will's!" ist der Christen Losungswort,
Die Türken schrei'n: „Allah ist unser Hort!"
„Gott wills! — es siegt in mancher Schlacht
Mit diesem Rufe der Christen Macht,
Er stählt die Kämpfer in harter Noth.
Er stärkt die Helden im blutigen Tod,
Er tröstet die Freunde im Vaterland
Die ihr Liebstes zum heiligen Kampfe gesandt;
Der Ruf eröffnet der Kreuzesfahn'
Zum Grab des Erlösers die Siegesbahn!
„Gott will's!" — Wer so stets sprechen kann
Der fängt kein Werk vergeblich an!

12.

Hier sank im Schlachtenungewitter,
Zum Tod verletzt, der Kreuzesritter.
Still war das Herz schon, kalt die Hand,
Als ihn ein frommer Bruder fand.
Sein Grab wird nun das heil'ge Land.

Leb wohl, du süße Heimath, Aeltern, Brüder
Wir seh'n in ew'ger Heimath einst uns wieder!

Heil dir, o Held, du hast dein Leben
Für deinen Heiland hingegeben,
Dein Glaube war kein Heuchelschein;
Du wolltest Christi Streiter sein,
Nun harret dort die Krone dein!

Hund und Hirsch.

Eine Erzählung mit Bildern von Guido Hammer.

Erstes Kapitel.

Das Forsthaus.

Die untergehende Sonne eines Maiabends vergoldete die Wipfel einer Gruppe ehrwürdiger Linden und Tannen, welche ein altes einsames, mit verwittertem Holzwerk bekleidetes und mit dem üblichen Hirschgeweih am Giebel geschmücktes Forsthaus umstanden. Vor dem Hause breitet sich eine buntbeblümte Wiese aus, die ein klarer Bach lustig durchrauscht. Seitwärts schließen sich Ställe für Pferd, Kuh und Schaafe an, neben denen wir die bescheiden angelehnte Hundehütte nicht übersehen dürfen. Hinter dem Hause, an den nahen Berg anlehnend, zieht sich der Garten hin, der mit einem Zaun von morschen, silbergrau bemoosten, korbartig verflochtenen Fichtenpflanzen eingehegt ist, an dessen äußerer Seite, zwischen Haselgesträuch, die wilde Rose jetzt anmuthig blüht, um im Herbst mit gesteigerter Gluth als Hagebutte zu leuchten. Das Ganze ist von dichtem Schwarzwald umgeben, der sich rings in weiter Ferne bis zu einer ebenso mit Tannen bestandenen Felswand erstreckt, so daß die Gruppe von Baulichkeiten mit dem Linden-, Wiesen-, Feld- und Garten-Grün gleichsam als ein heiterblinkendes Auge des dunkeln Waldes erscheint.

Am Saume der kleinen Wiese wurde jetzt die kräftige Gestalt eines Jägers sichtbar. Sein Gesicht war sonnenverbrannt und geschmückt mit Schnurr- und Knebelbart. Die Bekleidung und Jagdgeräthschaften, die der junge Mann trug, bestanden aus Juppe, Aufschlagstiefeln, Büchse und Hirschfänger; ein keck stehendes, mit Birkhahnfedern geschmücktes Jägermützchen kleidete den Burschen gar trefflich. Er schritt, hinter ihm ein Dachshund, über den Wiesengrund auf das Forsthaus zu; doch ehe er in dasselbe eintrat, öffnete sich im Giebel ein Fenster und darin erschien der Kopf des alten weißhaarigen Försters, der dem kommenden Burschen zurief: Die Diane hat gewölft.[1]) Drei Stück: ein Paar Däben[2]) und einen Hund. Den Hund wollen wir behalten, da die Diane langsam alt wird, die Däben aber schießt todt.

„Schon gut Herr Förster" war die kurze Antwort, und keine fünf Minuten darauf fiel ein Schuß, der das junge Leben der beiden Thiere endete. Die Alte winselte über den Verlust ihrer Kinder und kroch traurig in ihre Hütte zurück.

Nachdem der Bursche Gewehr und Tasche abgelegt, und sein Abendbrod verzehrt, ging er zum Förster hinauf. Der Alte saß in seinem mit Rehhaut überzogenen Lehnstuhl am Schreibtisch. Zu seinen Füßen saß schnurrend der alte Kater Hinz. Auf der Stullehne schnippste ein überwintertes Rothkehlchen, flog von da hastig gegen die Wand, um eine Fliege zu fangen und setzte sich dann auf ein über dem Schreibtisch angebrachtes Hirschgeweih, um dort Nachtruhe zu halten. Die Stube war nicht zu groß, sie wurde noch verkleinert durch einen ungeheuren Kachelofen, den man eher ein kleines Bauwerk nennen konnte, und der überdies mit einem Lattengerüst umgeben war, auf dessen Querstangen Aufschlagsstiefeln, Reitgeschirr, aufgeblasene Schweinsblasen u. s. w. hingen. Rings an den Wänden unter der Holzdecke waren stattliche, zehn bis zwanzig Enden starke Hirschgeweihe befestigt; darunter und dazwischen schlossen sich symmetrisch theils Rehbocksgeweihe, theils Jagdbilder in verräucherten Holzrahmen an, und über der Thür waren Jagdgeräthschaften, als: Fangeisen, zur Saujagd bestimmt, Hirschfänger, Hüft- und Flügelhörner angebracht. Das Ganze bekrönte ein Kapitalhirschgeweih von vierundzwanzig Enden. Zu beiden Seiten der Thüre hingen des Försters Gewehre. Die Möbel bestanden noch aus drei hochlehnigen mit braunen Leder bezogenen Stühlen, die aus einem alten Jagdschlosse entlehnt sein mochten, einem eichenen Schemel, einem alten, sehr großen Sopha und einem wurmstichigen Tisch davor. Endlich machte sich durch ihr schwerfälliges Tick Tack in einer Ecke der Stube eine große, ganz in ein Gehäuse eingehüllte sogenannte Kuckuksuhr bemerklich. Ueber ihr sah man eine ausgestopfte Eule mit orangegelben Glasaugen sitzen. „Herr Förster", sprach der Bursche, „ich habe sie todt geschossen. Was befehlen sonst der Herr Förster?" „Ich habe Lieferung auf einen Rehbock. Ihr mögt morgen bei Zeiten hinter auf das alte Gehau gehen und den Bock, der dort am schwarzen Kreuze hereinzieht[3]) abschießen. Da die Diane nicht mit kann, nehmt den Dachs, im Fall eine Schweißjagd[4]) noththut. Zwar" — fügte er sich verbessernd hinzu — laßt ihn zu Hause; 's ist bei Euch nicht nöthig" und dabei sah er den Burschen wohlgefällig an, „die Kugel wird wohl wieder auf dem rechten Fleck sitzen und Rips," so hieß

[1]) Gewölft, Junge bekommen. [2]) Däben heißen beim Dachs- und Schweißhunde die Hündinnen. [3]) hereinziehen sagt man vom Wild, wenn es morgens zurück in seinen Stand geht; überhaupt ziehen für gehen. [4]) Schweißjagd, wenn der Hund auf der Blutspur des Wildes nachsuchen muß.

der Dachs, „könnte gar vorher laut werden, daß der Bock zum Teufel ging, ehe Ihr an ihn heran wäret, und bis Mittag muß ich ihn haben. Wonach zu richten.“ „Wird geschafft, Herr Förster. Sonst nichts weiter?“

„Wüßte nichts,“ antwortete dieser. Nach einer Pause fragte er: „Heute nichts gesehen? nichts gehört, oder sonst etwas gemerkt?“

„Hinten am Diebsweg, nicht weit von Schützen-Friedens Meiler in dem Dickicht, wo Sie, Herr Förster, vergangenen Winter Ihren letzten Fuchs schossen, hatte ein Stück Wild gesetzt.[1]) Ich hört's knacken und dachte den Schützen-Frieden einmal zu erwischen; denn zu Hause war er nicht, und daß der Kerl blaupfeift, darauf laß ich mich todtschießen. Na, er soll sich nur erwischen lassen; dann mag er sehen, wie er seine Knochen heil nach Hause bringt.“

„Ja, gebt auf den Kerl acht, und seht daß Ihr ihn einmal kriegt, und will er Euch entfliehen, so schießt ihn nieder. Also morgen den Bock! Gute Nacht.“

Mit einem „Gute Nacht, Herr Förster“ entfernte sich der Bursche.

Zweites Kapitel.

Das Wild.

Sehen wir uns jetzt nach dem Stück Wild mit seinem Kälbchen am Diebsweg um. Instinktartig sucht das Wild zur Satzzeit die, menschlichen Wohnungen nahegelegenen Dickichte auf, um

[1]) Hat eine Hirschkuh geboren.

zu setzen, als wüßte es, daß es während dieser Zeit von den Menschen nichts zu gefährden habe, wohl aber von Raubthieren für sein Kälbchen, die wiederum die Nähe der Menschen und Orte, wo diese zu vermuthen sind, scheuen. Also grad in seinem gefährlichsten Feind sucht und findet es zeitweilig Schutz. An demselben Tage, als im Forsthause ein zukünftiger Verfolger des Wildes das Tageslicht erblickte oder besser gesagt fühlte[1]), war unser Kälbchen und zwar ein Hirschkälbchen zur Welt gekommen. Nachdem es kurze Zeit in seinem Lager sich ruhig verhalten und das Mutterwild es zärtlich beleckt hatte, versuchte es seine Läufte. Es dauerte auch nicht lange, so vermochte es über Gräser und Stauden zu setzen. So wie es nach einiger Zeit kräftig genug war, um in seinen Bewegungen selbst ausgelassen zu werden, fand es das alte Thier für gut, seinen Stand zu wechseln. Sein Liebling bedurfte des mittelbaren menschlichen Schutzes nicht mehr und konnte seinen Feinden allenfalls durch schleunige Flucht entrinnen, sollte die schützende Mutter einmal zu weit von ihm entfernt sein, um augenblicklich einen angreifenden Fuchs oder dergleichen mit den Vorderläuften in die Flucht zu schlagen. Es zog also nach einer einsameren Stelle des Waldes, die wohl selten ein menschlicher Fuß betrat. In einem Dickicht, in welchem an einzelnen lichten Stellen langhalmiges Waldgras emporstrebte, untermengt von dem zarten, langen Riedgras, das gleichsam wie der Haarschmuck des Waldes in Wellen-

linien mit offenen Flechten den Boden bedeckte, wählte es seinen Stand. Gegen Sonnenuntergang zog es dann mit seinem Kälbchen heraus auf eine kleine Wiese, die von der einen Seite

[1]) Hunde sind die ersten 9 Tage blind, wie alle vierfüßigen Raubthiere.

seines Standquartiers, dem Dickicht, begrenzt, sonst von ehrwürdigem, vielleicht zwei- bis dreihundertjährigem Tannen- und Fichtenbestand[1]) eingeschlossen war. In demselben glänzte das röthliche Laub vereinzelter Eichen und das smaragdne Grün schlanker Buchen, die von dem immer sammelnden und in die Erde versteckenden, bald die, bald jene Vogelstimme nachahmenden, kreischend durch das Holz flatternden Eichelhabicht gepflanzt waren.[2]) Aus dem hohen Holze kam, den alten Tannen die Wurzeln netzend, durch eine üppige Moosdecke, in die sich der leise Tritt des Wildes versenkte, ein krystallklares Wässerchen und zog sich, von Vergißmeinnicht ganz überwuchert, nach der Mitte der kleinen Wiese hin, wo es sich ausbreitete und einen kleinen Teich bildete. Bei heiterer Luft erschien dieser Teich wie ein Silberspiegel, der seine Umgebung, die Fichten und Tannen mit ihren bis zur Erde niederhängenden Aesten, und den lachenden Himmel über ihn so rein und glänzend wiedergab, als könne man sich tief hinab in den blauen Aether stürzen. Hier sprang und spielte das Kälbchen, besonders da sich ein anderes Stück Wild mit seinem Jungen zugesellt hatte, während seine Mutter sich äste[3]), trotz des geschützten Orts beständig sicherte[4]), und auf den leisesten Ruf ihres Lieblings hörte. Wenn sie säugte, so leckte sie sorgsam das Kleine und verscheuchte ihm die lästigen Wildpretsfliegen. Nichts störte hier die Ruhe, als höchstens das Knacken eines herunterfallenden Astes, oder wenn die mit grauen Flechten überzogenen Tannen melancholisch flüsternd ihre Häupter gegen einander neigten oder ein stärkerer Luftzug sie wie die Saiten einer gewaltigen Aeolsharfe durchstreifte. War auch dieses Klingen verstummt, so wurde es so ruhig, daß die Stille für ein menschliches Wesen fast unheimlich war, bis diese wiederum, als könne die Natur selbst die todte Ruhe nicht vertragen, durch das schwirrende Pfeifen eines hoch in den Lüften kreisenden Raubvogels unterbrochen wurde. Folgte darauf dem Sonnenuntergange die Dämmerung, so schien die Natur allmälig einzuschlafen. Im Wasser spiegelte sich schon der erste Stern und tanzte in den von den durchspringenden Kälbchen kreisförmig bewegten Wellen, die Fledermaus schwirrte lautlos im Zickzack umher und nur das zeitweilige Rufen der Kälbchen und das Antworten der Thiere unterbrach die tiefe Stille. Aber nimmer rastet die Natur im Einerlei. Am Waldsaum, der noch vom Reflex der untergegangenen Sonne ein schwaches Licht empfing, zogen jetzt leichte, rosige Wölkchen empor; ein leiser Wind erhob sich wieder, der gleichsam als ein Gesandter die ringsumstehenden Bäume ermahnte, durch Beifallsgemurmel den aufgehenden Mond zu begrüßen. Langsam und majestätisch, einen milden Schein verbreitend, seinen Vorboten, den Wölkchen nachziehend, stieg dieser über die Waldwand empor. Mit seinem Aufgang wurde Alles anders und fast beängstigend. Alle Töne wurden feierlicher und die Gruppen der Bäume schwanden in dunkle Massen. Fern her tönte das lang aushaltende, hohle Pfeifen der Eule, der Herrscherin der nächtlichen Lüfte. Jemehr der Mond die Herrschaft übernahm und das letzte Abendroth der Sonne durch seinen silbernen Glanz verdrängte, desto eintöniger wurde es rings umher, und nur das nie rastende, viel verfolgte Wild genießt behaglich diese geheimnißvolle Stille, die ihm ja einigermaaßen eine Ruhezeit verspricht, bis es ermüdet im sichern Lager sich auch dem Schlummer überläßt.

Die Nacht entweicht und der nahende Morgen kündigt sich durch kaltes Dämmerlicht an; wieder rauscht es in den alten Tannen und weiße Nebel ziehen sich dicht auf der Erde aus dem

---

[1]) Bestand, wo auf einer größern Strecke gleich alte Bäume stehen. [2]) Der Eichelhabicht oder Nußheher versteckt Eicheln und Buchenkerne, von denen er sich nährt, beim Ueberfluß unter das Laub und Moos, wo sie dann, da er sie nicht immer wieder findet, aufgehen. [3]) äste, fraß. [4]) sicherte, aufpaßte, ob Gefahr in der Nähe.

hohen Holze heraus auf die Blößen[1]), die sie in langen Streifen überwallen, um dann von der aufgehenden Sonne vollends niedergedrückt und in Thau verwandelt zu werden. Wenn seine an Halmen, Blättern und Zweigen wie Millionen Diamanten hängenden Tropfen buntfarbig im jungen Morgenlichte strahlen, verläßt das alte Thier mit elastischem Schritt, hinter ihm sein Kälbchen, das Lager. Jetzt bleibt es sichernd stehen, schlägt nach einer Fliege, krauet sich mit dem Hinterläuft den Kopf, leckt sich die Weiche, nun schreitet es weiter, beugt sich äsend nieder, ruft nach dem zurückgebliebenen und jetzt in wilden Sprüngen herbeieilenden Kälbchen und zieht leicht trollend in's Dickicht. Auf der Wiese hin sieht man den langen Streifen der Fährte im Thau, durchkreuzt und wieder darauf mit der unregelmäßigen Fährte des Kälbchens zusammengehend. Die Wiese ist leer, in einer alten Tanne hört man das „Kuckeruku" der großen Blautaube, und von einer der einzelnen Eichen den sich immer wiederholenden Ruf „Hup Hup Hup" des Wiedeshopfes[2]), der dem Kuckuk vorauszieht, und von allen Seiten den muntern Chor der kleinen befiederten Sänger. So lebte unser Kälbchen mit seiner Mutter alltäglich bis zum Herbst, beschützt und in Freuden, wenn auch hier und da von Gewitternächten, von brausenden Stürmen erschreckt oder von strömendem Regen aufgescheucht, der das klare Bächlein zur wilden, schmutzigen Fluth anschwellte, welche den freundlichen Vergißmeinnichtschmuck am Ufer nach der Richtung des Stromes niederbeugte, als wäre eine böse Hechel darüber hingefahren. Zu solchen Zeiten mußte es sich dann wohl mit seiner kleinen Spielkameradin, die mit ihrer Mutter in dasselbe Dickicht eingezogen war, begnügen, im Hochwald oder Stangenholz herumnisteln[3]), und, da das alte Thier nicht herauszog, die Wiese meiden. Doch überlassen wir sein Gedeihen jetzt der Fürsorge der Mutter und sehen uns einmal nach Dianens Jungen im Försterhause um. —

Drittes Kapitel.

Der Hund.

Da der Diane zwei von ihren Jungen geraubt waren, schien sie erhöhte Mutterliebe auf das ihr Verbliebene zu verwenden, und wäre ihr Respekt nicht noch größer gewesen als ihre Liebe, sie würde jetzt weder den Burschen noch den Förster an ihre Hütte heran gelassen haben. Wer sie beobachtete, sah das an ihren, wenn auch nur leise sich in die Höhe ziehenden Oberlippen, hinter denen die stumpfen, ziemlich verbrauchten Fangzähne sichtbar wurden. Selbst eine unschuldige, gackernde Henne konnte diese Erfahrung machen, wenn sie sich zufällig ihrer Hütte nahte, und der Dachshund, der sonst ihr guter Freund war, durfte sich gar nicht mehr in ihre Nähe wagen. Diana war nämlich eine Schweißhündin von echtem Schrot und Korn; ihre Farbe fuchsgelb; der Kopf war prachtvoll behangen und ihr ebenmäßiger Leib mit kräftigen, kurzen, etwas dachsartig gekrümmten Beinen versehen. Nur schade, daß sie zu alt war. Um diesem Uebel abzuhelfen, hatte nun eben der Förster den Plan gefaßt, sie durch ihren Sohn zu ersetzen. Er war so eifersüchtig auf die Race, daß er, um sie nur keinem Andern zukommen zu lassen, die Däben erschießen ließ, obgleich diese häufig ausdauernder und gelehriger sind als die Hunde. Mit ihm selbst sollte „seine Race", wie er sie nannte, aussterben. Der junge Hund, dem wir von jetzt an auf des Försters Anordnung den Namen Waldmann beilegen wollen, schien, so

[1]) abgeholzte Waldflächen. [2]) Den Wiedehopf nennt man den Herold des Kuckucks, weil er gewöhnlich ganz kurz vor dem Kuckuck im Frühjahr bei uns ankommt. [3]) bei Regen zieht das Wild nicht auf Blößen, sondern bleibt im Walde, um dort sein Futter zu finden, was der Jäger eben herumnisteln nennt.

viel man vor der Hand aus seiner unbeholfenen Gestalt schließen konnte, seiner Mutter einstmals nichts nachgeben zu wollen. Selbst die Farbe war dieselbe. Nachdem er die ersten neun Tage abwechselnd unter Winseln und Säugen zugebracht hatte, erblickte er das Tageslicht, und von dieser Zeit an wurde er drollig, wie Kinder, wenn sie zu laufen und zu sprechen anfangen. Diane hatte nun stundenlang nichts weiter zu thun, als sich von Waldmann am Behänge zausen

zu lassen, was nicht immer ohne Schmerzen abging; denn er fragte wenig danach, ob er mit seinen kleinen, aber spitzen Zähnen das Behänge seiner Mutter oder den alten Pantoffel der Stallmagd faßte, den er sich unter Geknurre zum Spielzeug in die Hütte geschleppt hatte. Dann wehrte ihn Diane mit der Pfote sanft ab und verbarg vorsichtig seinen kleinen runzeligen Kopf oder seine tölpische Pfote in ihrem Rachen, ohne ihm dabei im geringsten weh zu thun, obgleich Waldmann dazu ganz vernehmlich und bärbeißig knurrte.

So lebte er ungefähr vier Wochen, bis er selbst fressen gelernt hatte. Dann wurde die Diane nicht mehr geschont und mußte wieder jagen. Waldmann mochte sich unterdessen die Zeit so gut vertreiben als er konnte. Er that dieß z. B., indem er sich der über den Hof gehenden Magd knurrend in die Röcke einbiß und sich so hängend über den Hof schleppen ließ; oder er jagte eine laut schreiende und flatternde Henne vor sich her, was ihm übrigens schlecht bekam, wenn es ein Bewohner des Forsthauses sah; oder er sprang wohl auch so lange bellend und knurrend um den Dachs herum, bis dieser sich herabließ, sich auf die Seite zu legen und mit seinen krummen Pfoten strampelnd ihn abzuwehren, gelegentlich ihn scheinbar zu beißen und auf sich herumtrampeln zu lassen. Kam dann Diane nach Hause, nahm er sie wohl auch noch auf ähnliche Weise in Anspruch, obgleich sie seit der Zeit ihrer wiederkehrenden Thätigkeit die Mutterliebe so außer Acht setzen konnte, daß sie, wenn er sich dem ihr vorgesetzten Futtertrog nahte,

ganz vernehmlich und ernstlich knurrte. Seitdem Waldmann in die sogenannten Flegeljahre getreten, war die eigentliche rosige Jugendzeit für ihn verschwunden. Er bekam vom Förster außer

manchem Hieb auch dann und wann Pillen gegen die Seuche ein. So verstrich die Zeit bis zum Herbst, und nun fing seine Leidenszeit an. Er wurde von nun an mitgenommen, um vorerst an der Leine gehen zu lernen. Dieses so einfache Kunststückchen fiel ihm außerordentlich

schwer, und nicht genug, daß es dabei erstaunliche Jagdhiebe setzte, so schleppte ihn auch der Jäger ohne Erbarmen an der Leine hinter sich her, um seinen Willen zu brechen. Ach! Wie sah da sein faltenreiches, grämliches Gesicht erbarmungswürdig aus, wenn das steife lederne Halsband ihm große Falten an den Hinterkopf quetschte, und er sich stemmend und gaukend fortzerren ließ! Dies wurde aber bald anders; denn Jäger haben wirksame Mittel gegen Widerspenstigkeit. Es wurden ihm die Korallen[1]) angelegt, und siehe da — ordentlich tanzend ging er von nun an an der Leine.

[1]) Korallen. Ein Halsband, bestehend aus einer Schnur aneinandergereihter Holzkugeln, in der eiserne Spitzen wie bei einem Stechapfel angebracht sind, die bei dem leisesten Ruck höchst schmerzhaft den Hals des Hundes zerstechen.

Die Fährte[1]) des Wildes zu verfolgen war eine Lektion, die dem Führer wie dem Hunde gleich großes Vergnügen machte. Durch natürliches, angeerbtes Talent nahm er sofort jede auf die er kam, an, und eigentlich hatte er weiter nichts zu lernen, als stetig darauf zu bleiben und sich durch keine andere, welche die einmal angenommene kreuzte, irre machen zu lassen, was er auch sehr bald begriff. Da man keine Gelegenheit versäumte, ihn bei erlegtem Wild, an das er herangeführt wurde, genossen[2]) zu machen, indem man ihn den Schweiß lecken ließ, so brannte er von Verlangen, endlich einmal ein Stück Wild anjagen zu können. Dieses Glück wurde ihm auch bald zu Theil, indem man im Laufe des Winters einen schwachen Hirsch anschoß und Waldmann auf den Schweiß setzte. Mit welcher Gier nahm er die Fährte an! — Die Nase dicht auf dem Schnee, jagte er darauf fort, bis man vernahm, daß das Bellen sich an einem Ort verhielt. Jetzt ging es wieder weiter und man hörte daraus, daß er den Hirsch nur gestellt[3]) hatte, der nun wieder flüchtig geworden war, in kurzen und häufigern Zwischenräumen aber immer wieder gestellt und durch ihn so ermüdet wurde, daß er bei einem Versuche, den Hund abzuschlagen[4]), zusammenstürzte und verendete. Als dieser ihn in seiner Wuth am Ohr und Hals eine Weile abgezaufelt hatte, stand er stolz mit den Vorderpfoten auf ihm, den Anschuß beschnopernd und seinen Herrn mit Ungeduld erwartend, der, nachdem er bei seiner Ankunft Waldmann gehörig belobt, für ihn den Hirsch lüftete[5]) und etwas vom Geräusche[6]) heraus holte, um den Hund zu pfneischen[7]). Für sich nahm er die Haken[8]) heraus und verbrach[9]) den Hirsch.

So war Waldmanns erste Heldenthat vollbracht und des Burschen Ausspruch gerechtfertigt, den er bei der Geburt des Hundes gethan, — es könne ein guter Hund werden, wenn ihn nicht der Teufel hole.

---

[1]) Fährte, die Spur wo Wild gegangen ist. [2]) genossen machen, den Hund durch Blutlecken gierig zu machen. [3]) Einen Hirsch oder Stück Wild stellen heißt: es in die Enge treiben, daß es sich gegen den Hund vertheidigen muß und nicht weiter flieht. [4]) abschlagen, den Hund in Flucht zu jagen. [5]) lüften, eine kleine Oeffnung in den Bauch schneiden, damit die sich im todten Körper entwickelnde fixe Luft entweicht und ihn nicht auftreibt. [6]) Geräusche, die Eingeweide. [7]) pfneischen, füttern. [8]) Haken, zwei Zähne, die einzeln vorn im Oberkiefer stehen. Jeder Jäger nimmt sie als Siegestrophäe mit, und trägt sie dann häufig als Petschaftsschmuck u. s. w. [9]) verbrach, dem erlegten Wild einen Tannenzweig, Fichten-, Eichen- oder Buchenzweig, je nach dem Holze in welchem es verendet ist, ins Maul stecken, und einen größern auf das Wild legen.

Viertes Kapitel.

Der Hirsch.

Nichts von all' dem hatte unser Kälbchen, das stark und kräftig herangewachsen war, zu leiden. Es bekam keine Hiebe und Korallen und Pillen, und obgleich es seine Aesung selbst zu suchen und keinen andern Schutz gegen Wetter und Kälte als das Dickicht hatte, obgleich es immer auf der Hut gegen Verfolger sein und von Insecten, die das Wild sehr beläftigen, viel leiden mußte, so war es doch stets glücklich, denn es war frei! Frei geboren und erzogen. Frei streifte es mit seiner Mutter, als es etwas größer geworden war, stundenweit im Walde umher und zog von Höhen in Thäler, durch Haide und Wiese, wie es die Oertlichkeit gab. Unter solchen Umständen kam der Herbst heran. Die Tage wurden kürzer, die Nächte schon kalt; trübe Nebel ließen öfters die nächsten Gegenstände kaum mehr erkennen. Da schloß sich das alte Thier nebst seinem Kleinen einem Trupp Wild an, und zum erstenmal erblickte das Kälbchen den König der Wälder, den stattlichen Hirsch, der jenen Trupp sich zum Dienst auserlesen hatte. Es war ein Hirsch von zwölf Enden, und sein Geschrei, das er kampfbereiten Nebenbuhlern weithin entgegengurgelte, durchdröhnte die stille Nacht wie das Gebrüll des Löwen. Wenn es, von den Wald- und Felsenwänden wiederhallend, sich als vielfaches Echo weit über den Wald verbreitete, klang es wie fern grollender Donner. Den Trupp immer umkreisend und sich niemals Ruhe gönnend, trat er, das stattliche Geweih stolz auf dem Kopfe wiegend und mit der prächtigen Mähne an dem, von immerwährendem Schreien aufgeschwollenen Halse doppelt majestätisch herschreitend, nicht als Bewerber sondern als Herr des schwachen Wildprets auf. Nichts Männliches, und wenn es ein Spießer[7]) gewesen wäre, litt der Eifersüchtige beim Trupp, und höchstens die Hirschkälbchen wurden geduldet. Wüthend beim Schreien eines etwa in der Nähe stehenden Hirsches, warf er sich in das feuchte Gras oder in die stehenden Lachen, um seine Gluth darin abzukühlen und zerwühlte dabei mit den Augensprossen[8]) den Boden. Dann sprang er wieder auf, um ein Stück Wild, das sich ein paar Schritte vom Trupp entfernt hatte, zurückzutreiben und suchte durch antwortendes Geschrei seinen Nebenbuhler zu schrecken. Plötzlich erschien am Saume des Waldes, vom Monde hell beschienen, ein Hirsch, der den Kampf annehmen zu wollen schien; denn beim Heraustreten hob er den Kopf stolz in die Luft, und sein, erst in kurzen Absätzen sich erhebendes, dann im tiefsten Orgelton langgezogenes Geschrei ließ fernhin die Luft erzittern. Immer wüthender hörte er es beantworten, und als der Eindringling es wagte, einige Schritte vorzutreten, nahm der den Platz innehabende Herrscher den Kampf an, indem er jenem mit hochgehaltenem Kopfe schnaubend entgegen rannte, daß das Wasser der auf dem Bruch[1]) stehenden Pfützen an ihm in die Höhe spritzte. An seinen Feind herangekommen, senkte er das zackige Geweih und rannte prasselnd gegen das ihm entgegengehaltene, daß es klang, als ob alle vier Stangen[2]) von den beiden Hirschschädeln heruntergebrochen sein müßten. Während jetzt Schlag auf Schlag der Geweihe folgte, stand das Wild ruhig, neugierig zuäugend. Lange wollte keiner von den Kämpfenden weichen, bis der Eindringling, der ein Vierzehnender war, dem andern in die Flanke kam und ihm das Schulterblatt verwundete, worauf dieser, einen Augenblick zurücktretend, den Vortheil verlor und sich durch die schleunigste Flucht ins Holz retten mußte. Ihm drohend nach-

---

[7]) Spießer, junger Hirsch, dessen Geweihe nur erst Spieße sind. [8]) Augensprossen, die am Kopfe zunächst herausgewachsenen Zinken des Geweihes. [1]) Bruch, Wiese. [2]) Stangen, die einzelnen Geweihe, also eine Stange das halbe Geweih.

schreiend nahm der Sieger Besitz von Platz und Trupp, welcher Wechsel dem Wild durchaus gleichgültig schien. Unser Kälbchen aber war zum erstenmal Zeuge eines Kampfes gewesen, den es in

seinem fernern Waldleben oft Gelegenheit fand, selbst zu bestehen. Die Brunstzeit war vorüber, die Hirsche trennten sich wieder vom Wildpret und gingen, alle Fehde vergessend, friedlich mit einander. Den Trupp zu führen übernahm ein altes, graues Thier; ein paar schwache Hirsche, sogenannte Schneider, schlossen sich ihm an und hielten dabei bis zur wiederkehrenden Brunstzeit aus. In solcher Gesellschaft verlebte unser Kälbchen den Winter, zog mit dem Trupp umher und war somit in der Gemeinde förmlich aufgenommen, weshalb es auch, trotz dem, daß es noch immer unter dem Schutze der Mutter stand, sich auf gewisse Art selbstständig fühlte; besonders als es gegen die Zeit seines jährigen Geburtstages die ersten Zeichen der Mannheit auf seinem Kopfe empfand, indem es die ersten Knöpfchen[1]) auf die Rosenstöcke aufsetzte und so die schwachen Anzeichen eines Geweihes entwickelte. Da ihm seine Mutter nach der Zeit ein Schwesterchen setzte, verließ sie der Heranwachsende, um jener die ganze Sorgfalt und Liebe der Mutter zu gönnen und blieb, als sie sich zurückzog, beim Trupp. Jetzt war er vollkommen selbstständig und hatte die Kinderschuh, oder besser gesagt Kinderschaalen[2]) abgelegt. Die Mutter wurde vergessen und um das Schwesterchen bekümmerte er sich nie. Jahre vergingen in nimmer getrübter Ruhe, nur daß er sich bei nächster Brunstzeit vom Trupp trennen mußte, da der eifersüchtige Beschützer des Trupps nicht einmal ein Knöpfelhirschchen bei demselben leiden wollte; doch hielt er sich nicht gar fern davon mit den andern abgetriebenen schwachen Hirschen auf und lernte so recht eigentlich als Junggeselle leben. Nach und nach ward er Spießhirsch, Gabelhirsch[3]), Sechsender, und als solcher sah er zum erstenmale die Gefahr, der er durch seine Verfolger ausgesetzt war. Unser jetziger Sechsender, als er sich als solcher fühlte, war stolz genug, sich nun nicht mehr zum Trupp zu halten; vielmehr schloß er sich, nachdem die Kolbenzeit[4])

---

[1]) Knöpfchen, kleine Buckeln als erstes Geweih, das auf den Nasenstücken (den Schädelerhöhungen über den Augen) sichtbar wird. [2]) Schaalen, Hufe des Wildes. [3]) Gabelhirsch, hat nur Augensprossen an den Stangen, sonst keine Enden. [4]) Kolbenzeit, wo die Hirsche die abgeworfenen Geweihe durch neue ersetzen, welches bekanntlich einmal jährlich geschieht.

vorüber war und er richtig vereckt[1]) und geschlagen[2]) hatte, einem Zehnender und einem Zwölfender an. Mit Wohlgefallen sah er jetzt sein Ebenbild im Spiegel der Waldseen und Bäche neben

seinen beiden älteren Kameraden. Es war an einem schönen Augustmorgen, als diese drei eben von einem alten Gehau, worauf sie sich die Nacht über geäst hatten, über das schon blühende, von bethauten Spinnweben überzogene Haidekraut dem Holze zuzogen. Plötzlich ward der stärkste von ihnen, der Zwölfender, von einer Kugel getroffen. Nachdem er hoch in die Luft hinaus geschnellt, wurde er noch ungefähr fünfzig Schritt flüchtig und stürzte dann zusammen, um zu verenden. Aus der Gegend, von woher der Schuß gekommen und welche ein leichtes blaues Wölkchen bezeichnete, das am Holzrande sich zertheilend in Nichts verwehte, schritt jetzt eine wild aussehende Gestalt mit struppigem Haar, sich scheu umblickend grad auf den erlegten Hirsch los, gab ihm den Nickfang, brach ihm die Haken aus, lüftete ihn und zog ihn sodann in ein nahes

Dickicht, in der Absicht, ihn des Nachts mit seinem rothhaarigen Jungen — denn es war der Köhler Schützen-Friede, den der Förster und der Bursche schon längst vergebens bei der That zu ertappen wünschten — sicher nach einer nicht zu fern gelegenen, elenden Herberge zu schaffen und

[1]) vereckt, richtige Spitzen am Ende bekommen. [2]) geschlagen, das, das frische Geweih überziehende Fell abschlagen, oder abschaben durch Reiben an den Bäumen.

ihn daselbst durch den Wirth, der das Geschäft des Hehlers trieb, zu Gelde machen zu lassen. Im Fluge war nach dem gefallenen Schuß der Zehnender mit unserm Sechsender quer über das Gehau einem Dickicht zugeeilt, in das sie sich steckten[1]). Hier sicherten sie sich, ob auch sie verfolgt würden; aber nichts störte sie an diesem Tage wieder. So hatte unser Sechsender denn auch das mörderische Blei des Menschen in seiner furchtbaren Wirkung kennen gelernt. Nichts desto weniger zogen die beiden Hirsche einige Tage darauf wieder am Abend auf das Gehau, um früh bei Zeiten in das Dickicht zurückzukehren. Noch ein Paar Jahre waren vergangen; unser immer stattlicher gewordener Waldfreiherr hatte seinen zehnendigen Kameraden nach der Brunstzeit nicht wieder gesehen. Ob derselbe im Kampfe oder durch Jägers Hand geblieben war, wer weiß es? Als jener selbst zum jagdbaren[2]) Hirsch an zwölf Enden geworden, war es wieder an einem August-Frühmorgen, an dem er zum Holz zog und wieder fiel plötzlich ein Schuß. Diesmal ward er selbst vom tödtlichen Blei und zwar waidewund[3]) getroffen. Mit vorgestrecktem Hals und Kopf und krampfhaft gekrümmtem Körper flog er mit einem ungeheuren Satz über eine Gruppe Fichtenanflug, der auf der Blöße stand, und ging flüchtig durch den Hochwald dem

Thale zu, in welchem ein Waldsee lag. Doch nicht weit war er gekommen, so wurde er krank und that sich eben in ein Wässerchen nieder, um seine Wunde zu kühlen, als er das Bellen eines Hundes vernahm. Die noch übrigen Kräfte zusammennehmend, wurde er wieder flüchtig, aber schon waren sie bedeutend erschöpft, und immer näher kam das unheilvolle Gebell. Endlich hatte er den Waldsee erreicht. Durch das Schilf, welches das Ufer bedeckte, brechend, stürzte er sich in das Wasser, und in den kalten Fluthen den Schmerz weniger fühlend, gewann er Kraft, den See zu durchschwimmen und in den gegenüberliegenden dichten Wald zu entfliehen. Schon glaubte er sich in Sicherheit, um wenigstens ruhig verenden zu können, als jenseits des Sees der Hund auf's Neue laut wurde, bald aber wieder verstummte, da er die Fährte im Wasser verloren hatte. Nicht lange jedoch dauerte es, so hatte unser Waldmann, denn er war es, sie wieder aufgefunden, um sie nicht noch einmal zu verlieren. Der Hirsch hatte bei der neuen Gefahr die letzten Kräfte aufgerafft, um nochmals zu fliehen; aber immer mehr schwanden sie dahin, und schon hörte er den Hund dicht hinter sich. Da gebot ihm die Verzweiflung, sich dem Hund zu stellen und kühn sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Mit gesenktem Geweih erwartete er den zur Blutgier erzogenen Hund. Die Lecke[4]) aus dem mit Schweiß und Schaum bedeckten

---

[1]) steckten, verbargen. [2]) jagdbar. Ein Hirsch wird als jagdbar gerechnet, wenn er zehn Enden und darüber am Geweih zählt. [3]) waidewund, in die Eingeweide getroffen. [4]) Lecke, Zunge.

Geäße hängend, noch triefend vom Wasser des Sees und dicke Schweißtropfen, die aus dem Anschuß quollen, vergießend, stand der vor Todesmattigkeit zitternde, edle Hirsch, um den Rest seiner schwindenden Kraft an einen ungleichen Kampf zu wagen. Der herankommende Hund lechzte

nach des freien Thieres Schweiß, und wüthend, obgleich vorsichtig drang er auf dasselbe ein. Schon mehrmals war Waldmann den Hieben des Geweih's und den Schlägen der Vorderläufte geschickt ausgewichen, bis er, dem Hirsch an's Gehör springend, von ihm einen furchtbaren Schlag mit den Schaalen des einen Vorderlaufes erhielt, der ihm nicht nur beim Streifen über den Kopf das eine Auge ausschlug, sondern auch die eine Vorderpfote gänzlich zerschmetterte. Der Hirsch stürzte zwar bei dieser Anstrengung mit zur Erde, da seine letzten Kräfte in Anspruch genommen waren, schlug jedoch im Fallen mit seinem mächtigen Geweih Waldmann, der nicht schnell genug ausweichen konnte, noch mehrere Rippen im Leibe entzwei, so daß dieser heulend und blutend ein Stück zur Seite flog. Mit weit aufgeblasenen Nasenlöchern, die Lecke

noch immer aus dem Geäße hängend, lag der Hirsch. Ein matter Smaragdschimmer überzog seine Lichter, die Thränenwinkel glänzten feucht, er zuckte noch einmal mit den Läuften und fühlte keine Qualen mehr. Er hatte verendet. Längere Zeit verging, und man hörte nichts weiter als das Winseln des verstümmelten, armen Waldmanns. Endlich wurden menschliche Stimmen hörbar, dann ihre Tritte und kurz darauf standen die Jäger, die dem Schweißhund nach-

gegangen waren, der alte weißhaarige Förster mit seinem Burschen auf dem Kampfplatz. Der Bursche, der zuerst angelangt war, machte über die Scene, die sich ihm hier darbot, seinem Herzen durch einen tüchtigen Fluch Luft, und der alte Förster fügte bei seiner Ankunft einen zweiten hinzu. Dann beriethen sich Beide, nachdem Waldmanns hoffnungslose Lage erkannt war, was unter solchen Umständen zu thun sei, bis sie einstimmig Waldmanns Todesurtheil aussprachen. Zwar bedauerten sie aufrichtig, dasselbe vollziehen zu müssen; aber was war zu thun? Sie hielten es für Pflicht und Wohlthat, den hingeopferten Waldmann als nicht mehr taugliches Werkzeug ihres Berufs zu tödten. Eine Kugel aus des Burschen Büchse befreite ihn von seinem Leiden.

Die beiden Unzufriedenen.

Meister Storch spazierte einmal mit seinen langen Beinen höchst gravitätisch durch eine Wiese und kam dabei an ein Vergißmeinnicht, welches traurig seine Blätter hängen ließ. „Nun, du liebes Blümchen," sprach er, „was stehest du denn so traurig hier? Was fehlt dir?" „„Ach,"" sagte Vergißmeinnicht, „„ich stehe hier zwischen hohen Grashalmen, die mich ganz verdecken und kann weder sehen noch gesehen werden. Ich wünschte wohl, ich könnte hier einmal heraus und anders wohin, wo ich sowohl von der Sonne beschienen, als von den Leuten gesehen werden könnte, und wo es nicht so naß und so schmutzig wäre, als hier unten."" „Ja, siehst du," sagte Meister Storch, „da geht es dir grade wie mir. Ich habe neulich auf einem Hofe einen Pfau gesehen; ach was hatte der für prächtige Federn! Kein anderer Vogel hat solche aufzuweisen. Seit ich diesen Vogel erblickt habe, kommt mir der Gedanke nicht aus dem Sinn, daß ich auch solche Federn haben und so gestalten sein möchte, wie ein Pfau. Ja, dieser Gedanke läßt mich nicht einmal ruhig schlafen! Aber jetzt weiß ich Rath für uns Beide. Ich habe nämlich gehört, daß in dem nahen Flusse eine Wassernixe wohnen soll, die Macht hat, unsre Wünsche zu erfüllen. Zu ihr will ich gehen und sie bitten, uns zu helfen." Darauf schritt er dem Flusse zu, an dessen Ufer sich die Wiese ausbreitete, und rief: „Wassernixe, komm herauf! Wassernixe, komm herauf!" Sogleich tauchte aus dem Wasser eine schöne Mädchengestalt auf und fragte: „Nun Meister Klapperbein, bist du es, der mich gerufen hat? Was begehrst du?" „Schöne Nixe," sagte der Storch, indem er sich verlegen verneigte und mit seinen Beinen einen ungeschickten Kratzfuß machte, „ich wollte dich bitten, daß du mir die Gestalt und das Gefieder des Pfauen gäbest und jenes Vergißmeinnicht auf eine sonnige Stelle pflanztest." „„Thörichte Geschöpfe,"" antwortete die Nixe, „„wisset ihr nicht, daß es so am Besten für euch ist, wie und wo euch der allmächtige Schöpfer hingestellt hat! Damit ihr aber für eure Unzufriedenheit bestraft werdet, will ich dennoch eure Bitte erfüllen."" Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so war sie verschwunden in den Fluthen und der Storch stand ganz erschrocken da und schaute nach der Stelle hin, an welcher er die Nixe erblickt hatte.

Am Morgen des andern Tages erwachten die beiden Unzufriedenen aus ihren Träumen, und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie ihre Wünsche erfüllt sahen. Hoch oben auf der Scheune stand der Storch und beschaute wohlgefällig seine Gestalt und sein prächtiges Kleid. Das Veilchen dagegen erblickte sich auf einer sonnigen Stelle des Feldes und lächelte der heraufsteigenden Königin des Tages entgegen. Allein, was geschah? Kaum hatte man den schönen Vogel auf der Scheune bemerkt, als man ihn auch schon verfolgte und zu erhaschen strebte. Das

gelang denn auch bald, da jetzt dem Storche die mächtigen Fittige fehlten, die ihn sonst hoch durch die Lüfte getragen hatten. Er konnte nur kurze Flüge machen und war bald so müde, daß er nicht mehr von der Stelle konnte. Man griff ihn und sperrte ihn in einen Stall. Hier bekam er nun zwar das beste Futter, aber mit seinen freien Ausflügen war es vorüber. Da grämte er sich denn gewaltig und bereu'te, damals so unzufrieden gewesen zu sein. Als denn der Herbst herbeikam, wo die andern Störche hinwegzogen in die fernen Länder, fühlte auch er den angebornen, mächtigen Drang mit ihnen zu ziehen über Länder und Meere hinweg in die andere Heimath; allein jetzt mußte er sich die Lust dazu vergehen lassen. Da ward er denn traurig und immer trauriger und aß und trank nicht mehr. Als endlich der Winter kam, da neigte er sein Haupt und starb. — Das Vergißmeinnicht lebte schon lange nicht mehr. Kaum hatte es einige Tage auf dem offenen Platze gestanden, so welkte es, weil es nicht feuchte Erde hatte, ohne die ein Vergißmeinnicht nicht leben kann. Ein Kind sah es stehen und brach es. Einige Zeit spielte es damit, und warf es fort als es ganz verwelkt war.

Der lebt glücklich, der hienieden
Ist zufrieden;
Der die Brüder nicht vergißt,
Der ohn' Neid und Harm genießt,
Was ihm Gott beschieden.

Frühlingsgesang.

Sollte ich noch länger schweigen
Jetzt, da Alles um mich klingt,
Und auf neubelaubten Zweigen
Jedes kleine Vöglein singt?

Nein, ein Liedchen soll auch dringen
Frisch aus meiner Brust hervor,
Soll sich durch die Lüfte schwingen,
Mischen in der Vögel Chor.

Denn Gesang das ist mein Leben
Und Gesang ist meine Lust.
Wohl nichts Schönres kann es geben,
Als ein Lied aus froher Brust.

Drum so laßt in eure Lieder.
Vögel, stimmen mich mit ein.
„Frühling ist gekehret wieder!"
Soll der Text zum Liedchen sein.

Was der Mensch kann und was nicht.

Der Mensch, der kann wohl kunstvoll formen
Aus Stein ein prächt'ges, großes Haus;
Allein ein Sandkorn nur zu schaffen
Reicht seine ganze Kraft nicht aus.
Er kann den härt'sten Stein zermalmen
Zu Staub und in die Luft verstreun;
Allein ihn ganz und gar vernichten
Das kann er wied'rum nicht. Nein, nein!
Des Menschen Hand kann viel verrichten,
Doch schaffen Nichts und Nichts vernichten.

Zehn Gestalten

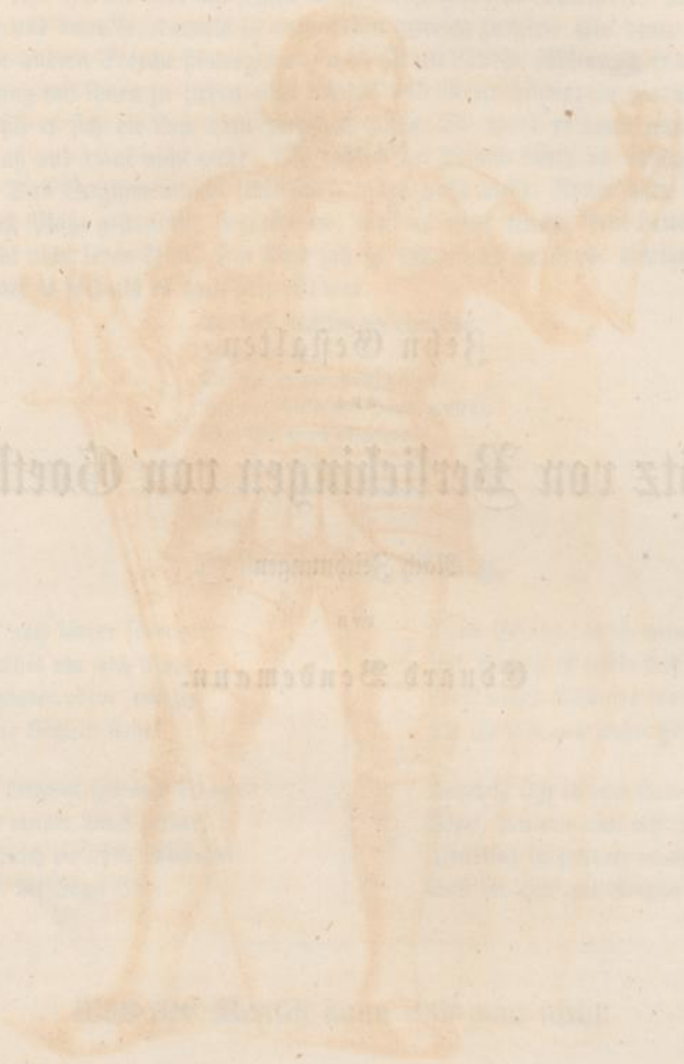
aus

Götz von Berlichingen von Goethe.

Nach Zeichnungen

von

Eduard Bendemann.



Götz von Berlichingen.

Elisabeth.

Adelheid.

Metzler.

Georg.

Abt von Fulda.

Franz von Sickingen.

Kaiser Max.

Weißlingen.

Der Rathsherr.

Das Pferd

auf der Weide — an der Tränke — vor der Schmiede — vor dem Lastwagen — im Stalle — auf dem Heimwege.

Nach Zeichnungen

von

C. Hahn.

Auf der Weide.

Mein Füllen kaum geboren ward,
Zeigt es sich schon von guter Art;
Gleich konnt' es selber stehn und schreiten,
Man braucht's gar nicht am Band zu leiten.

Drum öffnet sich auch bald das Thor,
Der kleine Wildfang muß hervor;
Mutter und Füllen kommen beide
Hinaus mit andern auf die Weide.

Der Himmel strahlt, es blüht das Land,
Durchfurcht von Bächleins Silberband.
Nun, Rößlein, tummle dich und springe,
Daß Lust und Spiel dir Kräfte bringe.

Die alte Stute weidet still,
Doch wacht sie über deinem Spiel
Mit treuem Blick, dich zu bewahren
Vor allen Schrecken und Gefahren.

O Frühlingswelt, o Jugendzeit,
O Tage voller Herrlichkeit!
Nun strecke frisch die jungen Glieder,
So schöne Zeit kehrt dir nicht wieder.

Hier hemmt kein Karren je den Lauf,
Hier sitzt kein schwerer Reiter auf,
Hier, von der Freiheit Hauch umwoben,
Wird stolz das Haupt emporgehoben.

An der Tränke.

Hörst rollen du den fernen Wagen
Und eines Glöckleins Klang dabei,
Das Glöcklein wird alsbald dir sagen,
Daß es mein liebes Füllen sei.

Es hüpft nicht mehr auf weichem Rasen,
Der Mutter folgt's auf Schritt und Tritt;
Auf harten, steinbelegten Straßen,
Durch Wald und Fluren trabt es mit.

Kommst du von ungefähr gegangen
Drängt scheu sich's an die Mutter dicht,
Doch läßt daheim es gern sich fangen,
Und scheut der Pfleger Streicheln nicht.

Es hat den bravsten Spielgesellen,
Das schwarze Hündchen ist sein Freund;
Das scheucht mit zornig scharfem Bellen
Von ihm hinweg jedweden Feind.

Oft muß es jetzt so lange fasten
Als Stute ihre Arbeit thut;
Erst wenn die alten Rosse rasten,
Dann hat es auch mein Füllen gut.

Zum kühlen Schatten führt der Knabe
Die Rosse, wo das Brünnlein quillt,
Daß jedes trinke und sich labe;
Nun wird auch Füllens Durst gestillt.

Wie schmeckt nach Müh' in Sommerhitze
Ein frischer Trunk, ein Stündchen Ruh!
— Schwing' dich herab vom hohen Sitze,
Mein Hündchen komm und trink auch du.

Vor der Schmiede.

Willst du mein Füllen nun wiedersehen?
Laß uns zur rußigen Schmiede gehen.
Lange schon ist's nun stark und groß,
Ein muthiges Roß.
Mühen und Arbeit kann es bestehen.

Siehe da kommt's! Der Knabe es reitet,
Aber der Vater es hält und leitet.
„Sachte mein Rößlein, sachte im Trab,
Wirf ihn nicht ab!" —
Sieh' wie es stolz und vornehm schreitet!

„Heda, Herr Meister, mein Rößlein beschlage,
Daß es auf jegliche Straße sich wage,
Ungefährdet vom scharfen Gestein
Stampfe darein,
Schallenden Hufschlags mich weiter trage.

Fromm ist's und wird so auch hier sich beweisen,
Denk' ich, bekommt's auch zum ersten Mal Eisen.
Fort da, ihr Kleinen, tretet beiseit!
Haltet euch weit! —
Nun denn, Meister, herbei die Eisen."

Rößlein stutzt wohl und möchte sich sträuben,
Aber es muß doch stille bleiben;
Meister und Knecht mit starker Hand
Halten's gebannt;
Fangen nun an, das Werk zu betreiben.

Bald schaut es um sich, will selber zusehen,
Läßt auch die Arbeit ruhig geschehen;
Und weil es *steht* wie ein artiges Kind
Ist's fertig geschwind,
Kann nun getrost in die weite Welt gehen.

Vor dem Lastwagen.

Von Stadt zu Stadt, durch Flur und Felder,
Zieht sich die Straße meilenweit,
Durchschneidet Thäler, Berge, Wälder,
Führt über Brücken fest und breit.

Da gehen hin und her die Züge
Der Fuhrmannswagen, hochgethürmt
Voll Waaren, mächtig im Gefüge,
Und von der Plahne wohlbeschirmt.

Die Last ist schwer. Die Räder ächzen,
Vom Druck zermalmt die Steine schrein,
Die Rosse schwitzen, keuchen, lechzen,
Die Schellen klingeln zwischenein.

Hier gehts bergan. Im Thalesgrunde
Liegt drum ein Wirthshaus, wohlbekannt;
Dort steht mein Roß nun jede Stunde
Bereit, und wird oft vorgespannt.

Da heißt's die Kraft zusammennehmen,
Da zeigt sich, wer die Arbeit scheut! —
Mein Rößlein braucht sich nicht zu schämen,
Es zieht, daß man sich drüber freut.

Der Fuhrmann treibt mit Wort und Hieben,
Gleichmäßig alle Rosse an;
Wo stets die Kräfte einig blieben,
Wird schnell die Arbeit abgethan.

Doch hilft das Hündchen wohl das Meiste,
Es bellt so schrecklich hinterdrein,
Als dächt' es wirklich: was es leiste! —
So närrisch wird's doch wohl nicht sein?

Im Stalle.

Frischauf! im Morgen tagt es,
Der Hahn hat längst gekräht,
Die Lerche schon erhebt sich
Mit frohem Dankgebet.

Die Rosse stehn und wiehern
Dem Tage ihren Gruß,
Sie stampfen ungeduldig
Den Boden mit dem Fuß.

Da wird der Stallknecht munter
Und springt zum Bette heraus,
Bleibt aber wieder stehen
Und reibt sich die Augen aus.

Er schüttelt und er streckt sich,
Gähnt mit weitoffenem Mund —
Ein Tröpflein Wasser, Wasser,
Das macht frisch und gesund!

Bald hat er sich besonnen,
Er holt den Hafer vor,
Und schwingt ihn, daß er stiebet
Hoch in die Luft empor.

Die Rosse wiehern lauter,
Sie kennen wohl den Klang,
Bis er ihn vorgeschüttet
Die Zeit wird ihnen lang.

Zutraulich schlüpfen Kaninchen
Aus ihrem Winkel hervor;
Es naschet von dem Hafer,
Der zänkischen Spatzen Chor;

Und weil Rößlein zu Hause
Ist auch mein Hündchen im Stall'.
Es leben in bester Eintracht
Die lieben Thiere all'.

Der Stall ist nicht zu sauber,
Doch kommt auch er wohl dran,
Wenn Besen erst und Gabel
Fangen ihr Tänzchen an.

Zuvor muß Rößlein selber
So blank gestriegelt sein,
Daß seine Haare glänzen
Wie eines Spiegels Schein.

Mags jucken auch und kitzeln
Es hält doch gerne still,
Weil es durchaus nicht schmutzig
Zur Arbeit gehen will.

Nun komm mit deinen Mühen,
Du Tag, du Arbeitszeit;
Ein Trunk noch auf den Weg mit —
Dann sind wir schon bereit.

Auf dem Heimwege.

Des Tages letzte Arbeit ist beendet,
Ein schwerer Wagen ward bergauf gebracht.
Still ziehn sie heim, dem Dörflein zugewendet,
Das ihnen lieblich schon entgegenlacht.
Halm, Laub und Luft in goldnem Glanze steht,
Weil auch die Sonne schon zur Ruhe geht.

Da hört der Fuhrmann rufen schon von Weitem
Und sieht sein Büblein nahn in vollen Lauf.
„Gott grüß Euch, Vater! bitte, laßt mich reiten,
Setzt mich auf meinen lieben Schimmel drauf."
— So recht! sitz' auf und halt dich wacker an;
Ein schlechter Fuhrmann, der nicht reiten kann.

Bald hat ihn auch sein treues Weib erreichet,
Sie bringt im Arm das kleine Mägdlein mit,
Das ihm zum Willkomm auch das Händchen reichet.
Und nun geht's heim in freudeleichtem Schritt;
Es sehnt nach Hause sich so Mann als Pferd,
Denn süß ist ruhen an dem eignen Herd.

Das Rößlein freilich lockt nur Stall und Pflege —
Du, Menschenkind, hast einen höhern Sinn,
Kennst selbst das Ziel von deinem Lebenswege
Wenn deiner Tage letzter sinkt dahin.
Wohl dem, der heim sich sehnt an jenem Tag,
Und droben frohen Eingang hoffen mag!

Die Schwalbe und die Katze.

Eine Schwalbe saß am Rande einer Pfütze und füllte ihren Schnabel mit feuchter Erde um daraus ein Nest zu bauen. Dies sah aus einiger Entfernung eine Katze und, weil sie die Schwalbe gern verspeißt hätte, so schlich sie auf dem Bauche kriechend heran, das zarte Thierchen zu überfallen. Allein die Schwalbe bemerkte noch zu rechter Zeit die Bosheit der Katze, deren Augen begierig funkelten und entfloh, als die Hinterlistige eben einen Sprung nach ihr ausführen wollte. Unser Schwälbchen hätte sich nun freuen sollen, ihrem Feinde so glücklich entkommen zu sein und dann ihren Flug nach einer anderen Gegend lenken sollen; aber das that sie nicht. Weil sie muthwillig war und auf die Schnelligkeit ihrer Flügel allzusehr vertraute, so kehrte sie, nachdem sie die Erde an ihr Nest geklebt hatte, wieder, schoß dicht über den Kopf ihrer Feindin hin und rief ihr neckend zu: „Greif mich doch, Kätzchen, greif mich doch!" Allein die Katze that, als hörte und sähe sie nichts, wiewohl dieser Hohn noch mehr ihre Mordlust reizte. Noch sichrer gemacht durch die Unthätigkeit der Katze wiederholte die Schwalbe zum öftern ihren herausfordernden Flug und die neckenden Worte. Als sie aber zum fünften Male dies Wagestück vollbringen wollte, machte plötzlich die Katze einen gewaltigen Sprung in die Höhe, erhaschte den einen Flügel der Schwalbe, biß ihn wüthend entzwei, und zerriß bald darauf ihr Opfer.

Wer sich muthwillig in Gefahr begibt, kommt darin um.

Räthsel.

Was mag das für ein Reiter sein?
Sein Sattel ist von Fleisch und Bein.
Er hat zwei Augen groß und licht,
Doch braucht er sie zum Sehen nicht.
Er reitet ohne Zaum und Sporen
Und — meiner Treu —
Er hat dabei
Die Füße — hinter dem Ohren.

BRILLE.

Mit T bin ich ganz nichtig,
Mit W meist senkrecht richtig.
Mit H zu Vielem tüchtig.
Mit S durch Wind oft flüchtig,
Mit R an Flächen wichtig
Mit L bring' Dir die Frücht' ich.
Mit B zum Kranz verflicht mich.

TAND, WAND, HAND etc.

Nun merke auf, mein Kind, hier gibt es was zu rathen!
Ich bin in keinem Fleisch, und doch in jedem Braten.
Im Menschen bin ich nicht, und doch in seinem Herzen;
Bei seinen Leiden nicht, und doch bei seinen Schmerzen.
Der Pflaumenkern hat mich, doch hat mich nicht die Pflaume.
Man sieht mich nie im Schlaf, und doch in jedem Traume.
Im Stiefel bin ich nicht und dabei doch im Leder.
Der Vogel hat mich nicht, doch hat mich seine Feder.
Im Wasser wirst du mich, doch nie im Fluß ergründen,
Und in der Nacht zwar nicht, doch leicht im Finstern finden.

BUCHSTAB: R.

Wohlthun.

Wohl dem, der mit dem Elend hat Erbarmen,
Der Nackte kleidet, Kranke pflegt in Noth,
Der Arme führt in's Haus, daß sie erwarmen,
An seinem Herd bricht Hungrigen das Brot. —
O selig! wer mit frohem Herzen gibt:
Die fröhlichen Geber sind es, die Gott liebt.

Karo.

Der Karo, ein weißer Pudelhund
War abgerichtet, zur Mittagstund
Vom Garkoch, der wohnte nicht gar fern,
Die Mahlzeit zu holen seinem Herrn;
Bracht stets sie treu im Korb zurück,
Doch eines Tags — o Mißgeschick —
Da liegen die guten Speisen, bauz!
Der Korb entglitt ihm aus der Schnauz.
Gleich kamen da in hellen Haufen
Acht, neun Hunde — Kamraden herzu gelaufen,
Karo stellt' sich zur Wehr und boll,
Sein Herz war Pflichtgedanken voll;
Allein es war ein böses Spiel,
Der Näscher waren gar zu viel,
Sie schnüffelten die guten Bissen,
Der Braten der war gleich zerrissen —
Und als der Karo das gesehn,
Da war's um seine Tugend geschehn.
Denn, dacht er, ist dahin das Essen,
So ist's ja gleich, wer 's hat gefressen,
Wenn andre fressen, freß' ich auch —

Wär' das allein bei Hunden Brauch!

Die kleine Näscherin.

In der Küche ist eine wahre Pracht
Wenn alles so sauber und rein,
Daß es glitzert und blinkert und strahlt und lacht
Im hellen Sonnenschein.

Von der Diele bis zur Decke hinan
Ist Alles gewaschen und blank,
Drum sehen dich auch so freundlich an
Geschirr und Stück und Schrank.

Die Schüsseln mit ihrem Vollmondsgesicht
Die Teller mit Blumen bemalt,
Sie drängen sich an die Leiste dicht,
Daß hell sie die Sonne bestrahlt.

Das Reibeisen streckt sein Bäuchlein heraus
Hält behagliche Mittagsruh;
Da hält's auch das Salzfaß nicht länger aus,
Klapp — schlägt's seinen Deckel zu.

Auch die Kaffemühle hat ausgeschwenkt;
Die Tassen, die Kannen, der Krug
Stehn zufrieden da, und jedes denkt
Es sei schmuck und artig genug.

Die Pfannen, die Tiegel, die Töpfe zwar
Sind außen vom Feuer berußt,
Doch schau' nur hinein — inwendig, wie klar!
Es ist eine wahre Lust.

Selbst der Kochlöffel mit dem braunen Gesicht,
Seht was für ein stattlicher Mann,
Er stößt seinen Nachbar Quirl und spricht:
Sieh nur meinen Schatten an! —

Ach, wenn nur das lästige Fliegenheer
Auch Alles ließe hübsch rein,
Und schnurrte wildsummend nicht hin und her
Und ließe das Naschen sein!

Da sitzen sie wieder zu Haufen — sieh!
— Marsch fort! — man hat seine Noth.
Verscheuchet man jetzt von der Butter sie
Gleich sitzen sie schon am Brot.

Und deckt nur die Köchin nicht auf den Topf
Den Deckel und stülpet fein
Auf ihr Kaffekännchen den Tassenkopf
So plumpsen sie gar hinein.

Doch, was seh' ich! — ei Lieschen, das ist nicht fein,
Das Du auch eine Näscherin bist
Und schleichest heimlich zur Küche hinein,
Wenn niemand zu Hause ist.

Das hat sich die Mutter wohl nicht gedacht,
Daß sie müßte den Schlüssel abziehn,
Weil ihr Töchterchen es noch schlimmer macht,
Als Fliege, die Näscherin.

Die Fliege ist hungrig und weiß nichts davon,
Wie Naschen so häßlich ist,
Dir sagt's dein böses Gewissen schon,
Wie sehr Du strafbar bist.

O schäme Dich, Kind, und laß es sein —
Bedenk, wenn die Mutter entdeckt,
Wie Du hast durchstöbert den Vorrathsschrein,
Von der Milch hast die Sahne geschleckt!

Was wirst Du sagen, wenn sie dich frägt?
Vielleicht gar lügen alsdann?
O wehe, so böse Früchte trägt
Alles Unrecht, was man gethan.

Schnell schließe den Schrank — und laß Dich gereun
Die schlimme, gefährliche Lust,
Das Auge, das Alles sieht, wird sich freun,
Wenn Du nimmer es wieder thust.

Räthsel.

Mit Schleiern hab' ich mich umgeben
Und unter Blumen mich versteckt.
So lang ich bleibe unentdeckt
Währt eigentlich auch nur mein Leben.

Man sucht mit Fleiß mich aufzufinden,
Das gibt ein gar erbaulich Spiel;
Man forscht und sucht und sinnt gar viel,
Um freudig laut mich zu verkünden.

Doch hat man endlich mich gefunden,
So ist mein höchster Reiz dahin.
Nun rathet, Kinder! Wer ich bin?
Dies Blättchen hier kann es bekunden.

DAS RÄTHSEL.

Als Weißer ward ich einst geboren
In einem runden, goldnen Haus;
Als Schwarzer warf man mich hinaus,
Weil man zum Schmause sich's erkoren.

Jetzt hüllt mich ein die Nacht der Erde,
Doch lang' umhüllet sie mich nicht;
Ich steig' als grüner Zwerg ans Licht
Und streck' mich, bis ein Ries' ich werde.

Und bin ich das in spätern Tagen,
Dann werd' ich — traue meinem Wort —
Auf meinen Armen, fort und fort
Viel hundert goldne Häuser tragen.

APFELBERN.

Die ungebetenen Gäste.

Brüderchen am Bergeshang
Weidet seine Ziegen,
Freut sich hier den Sommer lang
Unter froher Lieder Klang,
Juchhe!
In dem Gras zu liegen.

Schwesterchen mit leichtem Schritt
Und mit lust'gen Weisen
Kommt und bringt, wie's so geschieht,
Süßen Festtagskuchen mit;
Juchhe!
Ha, nun laß uns speisen.

Ausgebreitet steht das Mahl
Auf dem grünen Hügel;
Da ertönet aus dem Thal
Wohlbekannter Stimmen Schall:
Juchhe!
Hätten wir doch Flügel!

Da geht's schnell zum Felsenrand
Arm in Arm geschlossen.
Daß es weithin tönt durch's Land
Rufen sie, zum Dorf gewandt,
Juchhe!
Antwort den Genossen.

Und wohl lange noch sie stehn
Hut und Tuch zu schwingen,
Und in's Dorf hinabzusehn,
Wo der Freunde Tücher wehn.
Juchhe!
Lust kann Leiden bringen.

Sieh, woran sie nicht gedacht —
Ungebetne Gäste
Haben sich ans Mahl gemacht
Und es schon zu End' gebracht. —
O weh!
Aus ist's mit dem Feste.

Die schwatzhafte Hökerin.

Frau Grete an der Ecke sitzt,
Dort an dem Rathhaus drüben,
Auf's Kohlenbecken die Füße gestützt,
Umgeben von Kohl und Rüben.
Der Platz ist äußerst angenehm,
Man kann viel sehn und sehr bequem
Auch schwatzen.

Ihr Handelchen geht gar nicht schlecht;
Der Schulweg führt vorüber,
Und Lernen ist wohl Kindern recht,
Doch Naschen oft noch lieber.
Der Grete geht's dabei ganz gut;
Doch macht allein sie wohlgemuth
Das Schwatzen.

Sie weiß mit manchem Spaß und Spruch
Die Zeit wohl zu vertreiben,
Drum gibt es immer Leute genug
Die bei ihr stehen bleiben.
Das freut dann Greten gar zu sehr,
Sie denkt an nichts als Schwatzen mehr
Als Schwatzen.

Und wie sie sitzet und sich wärmt
Da kommt der Bummler Nante.
Frau Zunge, nun tapfer losgelärmt!
Wir sind ja alte Bekannte.
Nun geht es in die Läng' und Breit'
Und geht, wer weiß wie lange Zeit!
Das Schwatzen.

Zuletzt: „Frau Grete, seid gescheit!"
Spricht boshaft lachend Nante,
„Ich weiß wohl daß in alter Zeit
Man viele Hexen verbrannte,
Ihr aber verbrennt euch selber gar!
Die Strafe scheint mir neu fürwahr
Für's Schwatzen.

Nun, eh' ihr ganz verbrennen thut
Macht mir noch eine Freude,
Für meine Pfeif' ein Fünkchen Gluth
Schenkt mir von eurem Kleide." —
Die Grete ward vor Schreck fast Stein,
— Doch läßt sie es auch jetzt nicht sein,
Das Schwatzen!

Der kleine Kohlenhändler.

Kommt her zu mir, ihr lieben Leut',
Laßt mich nicht müßig stehen,
Die schönsten Kohlen hab' ich heut,
Kommt nur sie zu besehen.
Der Herbst ist da, ihr werdet wohl
Bald meine Kohlen brauchen;
Wo Frost und Hunger weichen soll
Muß ja die Esse rauchen.
„Kauft Kohlen, kauft!"

Da kommt ein kleines Mägdlein her
In wunderlichem Schritte,
Am Füßchen der Pantoffel schwer
Klappt laut bei jedem Tritte.
Gar ärmlich ist ihr dünnes Kleid,
Bedeckt mit vielen Flicken —
Doch strahlt vom Antlitz Sauberkeit,
Und Frohsinn aus den Blicken. —
„Kauft Kohlen, kauft!"

Dein Korb, so scherzt der Knabe, gleicht
Gar sehr dem Haus der Schnecken,
Er ist so groß, daß du dich leicht
Kannst ganz darin verstecken. —
„Mein Mütterchen ist krank und schwach,
Kann keine Arbeit machen,
Sie gab mir dieses Geld und sprach:
Kind, nimm du meine Sachen,
„Kauf Kohlen, lauf!

Da ich die ält'ste bin von vier
Muß ich nun gehn und sorgen,
Daß Mütterchen und alle wir
Ein Süppchen haben morgen.
O, Knabe, Du mußt gütig sein,
Um meiner Mutter willen."
„Dein Korb ist groß, dein Geld ist klein,
Das kann den Korb nicht füllen.
Kauft Kohlen, kauft!"

Er thut, als ob durch Bitten er
Sich nicht bewegen lasse,
Und füllt den Korb doch mehr und mehr
Mit hochgehäuftem Maaße.
„Nun wackle heim zum Mütterlein,
Und thu zu schnell nicht laufen;
Und, wenn ich werd' am Platze sein,
Komm, stets bei mir zu kaufen. —
Kauft Kohlen, kauft!"

Noch lang stilllächelnd schauet er,
Wie sie so mühsam schreitet,
Blieb auch sein Beutel schmal und leer,
Sein Herz hat sich geweitet.
Er liebkost seinem treuen Hund
Und spricht: „Du, mein Vertrauter,
Ich weiß ja, du hältst reinen Mund! —
Dann ruft er froher, lauter:
Kauft Kohlen, kauft!"

Gewiß haben viele unserer jungen Leser schon von einem Buche gehört, das seit seinem ersten Erscheinen vor beinahe hundertfunfzig Jahren in alle Sprachen der gebildeten Welt übersetzt worden ist und unzählige Nachahmungen hervorgerufen hat. Wir meinen den alten guten Robinson Crusoe von Daniel de Foe. Dieses herrliche Buch ist im Laufe der Zeit durch die Masse ähnlicher Erscheinungen in diesem Gebiete der Literatur ein wenig verdrängt worden, was zum Theil auch wohl darin seinen Grund haben mag, daß die ursprüngliche Fassung desselben dem neueren Geschmacke nicht mehr so recht zusagte. Ein Buch aber, das seit seinem Bestehen vielen Millionen von Kindern sowohl als Erwachsenen viele angenehme Stunden der Unterhaltung und Belehrung verschafft hat, kann und darf der Vergessenheit nicht anheim fallen. Darum hat man es unternommen, eine neue zeitgemäße Bearbeitung zu veranstalten, und in dieser neuen Gestalt ist es mit hundertelf allerliebsten Bildchen geschmückt worden, von denen wir hier unseren freundlichen Lesern einige Proben geben wollen, damit sie sich von der reizenden Composition derselben überzeugen können.

Hier sehen wir den beherzten achtzehnjährigen Robinson, wie er in Hull — einer Hafenstadt in England — einen ehemaligen Schulkameraden trifft, der gerade in seines Vaters Schiffe nach London reisen will und der ihn durch das Versprechen der kostenfreien Ueberfahrt dazu bestimmt, sich mit ihm einzuschiffen. Ohne seinen Eltern die geringste Nachricht zu geben, segelte er ab und kam, nachdem er auf einem Sturme bei einem Haar ums Leben gekommen wäre, in London an, von wo aus er seine erste große Seereise unternahm.

Robinson hat sich in Brasilien überreden lassen in Gemeinschaft mit einigen dortigen Pflanzern und Kaufleuten ein Schiff zu dem Behufe auszurüsten, eine Negerladung aus Guinea zu holen. Auf der Reise dahin werden sie von einem lange anhaltenden furchtbaren Sturme befallen. Nachdem das Schiff mehrere Tage von den Wellen umhergetrieben worden, geräth es schließlich in der Nähe einer unbekannten Küste auf eine Sandbank, die Mannschaft rettet sich in ein Boot, das aber bald von den empörten Wogen verschlungen wird, und Robinson allein wird durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung auf eine wüste Insel geworfen, wo er eben aus seiner Betäubung erwacht.

Auf diesem Bilde schlägt Robinson, um sich in seiner neuen unfreiwilligen Heimath wohnlich einzurichten, die Pfähle zu einer Art von Verschanzung ein, welche sein Zelt gegen etwaige Angriffe — denn er weiß noch nicht ob seine Insel bewohnt ist oder nicht — sichern soll.

Hier sitzt Robinson an dem von ihm selbst gezimmerten Tische in seiner einsamen Zelthütte, um den längst gefaßten Entschluß, ein genaues Tagebuch über die schon erlebten und ihm ohne Zweifel noch bevorstehenden wunderbaren Begegnisse zu führen, endlich in Angriff zu nehmen.

Robinson war in Folge der Anstrengungen und Entbehrungen krank geworden, und wir finden ihn hier auf dem Wege der Genesung in Gesellschaft seines Hundes, der freudig an ihm empor springt.

Er hat sich eben eine Flasche Wasser geholt, um seinen von Fiebergluth brennenden Gaumen zu erquicken und auch seinem treuen Begleiter einen Labetrunk zu reichen.

Auf einer Wanderung durch die Insel hat Robinson zu seinem nicht geringen Schrecken Fußtapfen im Sande entdeckt, und aus Furcht vor einem Besuche wilder Menschen hat er seinen Wohnsitz auf den Gipfel eines steilen Felsens verlegt, den er in eine förmliche kleine Festung verwandelt hat und auf den er nur vermittelst einer Leiter gelangen kann.

Robinson hat endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Insel von Zeit zu Zeit nicht nur von Wilden, sondern sogar von Menschenfressern besucht wurde. Er hat gesehen, daß sie sich unter einander bekriegten und ihre Gefangenen brieten, und als er einmal bemerkte, daß einige dieser Cannibalen einen einzelnen Feind verfolgten, eilte er diesem aus Mitleid zu Hilfe und befreite ihn glücklich. Zum Dank dafür wurde dieser Wilde sein treuer Diener und Gefährte, der ihm in der Folge von großem Nutzen war, und er nannte ihn nach dem Tage, an welchem er ihn gerettet, Freitag.

Robinson verläßt seine Insel, um auf einem Schiffe, das ihm ein englischer Kapitain, der von seiner meuterischen Mannschaft auf der einsamen Insel ausgesetzt worden war, zum Dank für den ihm geleisteten wirksamen Beistand geschenkt hat, nach Europa zurückzukehren.

In London angekommen, verkauft Robinson die auf seiner fernen Insel angelegte Besitzung, die sich zu einer blühenden Pflanzung entwickelt hat und widmet sich hinfüro der Sorge für seine Familie, in deren Kreise wir ihn hier erblicken.

Auf diesem Bilde, mit dem das Werkchen schließt, erblicken wir Robinson auf seinem Sterbelager, umgeben von seiner Familie. Die Mütze, der Schirm und die Waffen, deren er sich auf seiner unbewohnten Insel bedient hatte, schmücken die Wand neben seinem Bett, und zu den Füßen desselben sieht man das Bild seines treuen, ihm im die Ewigkeit vorangegangenen Freitag und den von der Insel mitgebrachten Papagei.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Theo Plum Nachf.
Friedhelm Schriever
Buchbinderei
Düsseldorf